

Nimbus the nomad

von Galina Toktalieva

Sooft ich zum Hauptplatz gehe in der Absicht, eine gute Fotografie von einem Pferd zu machen, irritieren mich die Scheuklappen dabei, die ledernen Flecken am Geschirr, die das Tier daran hindern, zu sehen, was seitlich von ihm vorgeht. Man sagt, dass Pferde Scheuklappen bräuchten, um die Fiaker mit den Touristen ruhig und sicher durch den Großstadtverkehr zu ziehen. Man sagt auch von Leuten, welche Realitäten nicht akzeptieren, dass sie Scheuklappen hätten. Trotzdem: Um unbeirrt auf ein Ziel zuzusteuern, muss man alles, was links und rechts geschieht, einfach ignorieren; das bedeutet, man muss sich Scheuklappen aufsetzen.

Fotografen, die sich mit der Wirkung von Bildern auch experimentell beschäftigen, wissen, dass jedem zufälligen Element eines Bildes plötzlich die Qualität der Gesamtheit zukommt, wenn man das Bild in einen Rahmen spannt. Rahmen lenken die Aufmerksamkeit auf Details, die sonst nur in den verschwimmenden Bereichen unserer Wahrnehmung existieren. Können wir daher unseren Augen wirklich trauen, wenn wir bedenken, dass Adler, Katzen und Fliegen die Welt ganz anders wahrnehmen als wir? Vielleicht spiegelt unser gedankliches Bild des Universums vor allem anderen die Fähigkeit unseres Gehirns, Dinge visuell wahrzunehmen. Aus der Beschränktheit dieser Vorstellung resultieren die Rahmen, die Einengungen, die Grenzen und Hürden, die wir fortwährend schaffen. Als Kind war ich begeistert von der Idee der Unendlichkeit. Das Weltbild, das mir die Grundschule sowjetischer Prägung vermittelte, schloss den göttlichen Schöpfungsakt aus, da nach Lenins Lehre Religion nur Opium fürs Volk sei. So war ich, wie alle anderen Sowjetbürger der Relativitätstheorie ausgeliefert und meinem eigenen Vorstellungsvermögen. Wenn das Universum mit seinen Billionen Galaxien keine Ecken und Kanten hat, warum gilt das nicht auch für Raum und Zeit der von mir erfassbaren Wirklichkeit? Warum ist die Ewigkeit nicht nach allen Seiten hin gleichermaßen ewig? Das gewöhnliche Leben beginnt und endet; es ist eingequetscht in unverrückbare Grenzen, an welchen alles enden muss. Jede Bewegung kommt dort zum Stillstand an Zäunen, Mauern und Stacheldrahtverhauen. Mit der Zeit erschien mir die Menschheitsgeschichte als die fortwährende Tätigkeit des Errichtens oder Erweiterns von Grenzen. Damit lernte ich auch das Abgrenzen, in allen Formen, in denen es mir begegnet, besser zu verstehen, einschließlich der Abgrenzungen, die ich selbst in meinem Denken zog. Auf einer Reise von Wien, wo ich jetzt lebe, nach Talas in Kirgistan, wo ich geboren bin; auf einer solchen Bahnreise durch viele Gebiete Europas, Russlands und Zentralasiens wird man häufig Passkontrollen erleben. Der Himmel über den verschiedenen Ländern würde aber immer derselbe Himmel bleiben, Wasser würde überall Wasser sein und auch die Menschen sind überall Menschen. Selbst wenn sie verschiedene Sprachen sprechen, die Grundzüge ihres Wesens und ihre Gefühle gleichen sich im Kern. Auf einer Flugreise, wenn ich mich am Flughafen der Sicherheitskontrolle unterziehen muss, amüsiert mich oft der durchdringend prüfende Blick des Uniformierten, der - wie es mir scheint - auf der Stelle erkunden will, ob der Reisende in seinem Leben jemals illegal eine Grenze übertreten hätte. Mein wahres, unsichtbares Ich hat aber das Wesen einer Wolke, eines Kumulus - oder das eines Flaschengeists, eines Geistes, der durch

Wände und Grenzen dringt, wie vom Wind getrieben, niemals einzufangen oder auch nur auf dieser oder jener Seite zu lokalisieren. Aus dem Flugzeugfenster sehe ich dann die Gegend darunter aus Flickern zusammengesetzt wie das Land Liliput aus "Gullivers Reisen" oder wie eine Patchworkdecke. Zuerst sind es zwei oder drei Flicker, dann werden es mehr, aber je höher das Flugzeug steigt, desto einförmiger, desto weniger segmentiert erscheint mir das Bild der Erde, bis schließlich alle Unterschiede verblasst sind. Wenn ich mir auf einer Autoreise durch Europa in Erinnerung rufe, wie es war, als noch eine Grenze mitten durch Deutschland ging, kann ich die Leichtigkeit, mit der sich die EU-Binnengrenzen überwinden lassen, erst richtig genießen. Die Staatswappen mögen Drachen sein oder mutierte zweiköpfige Adler mit Hammer und Sichel, auf Kartons gedruckt und in der Brusttasche im Pass verwahrt; man kann einfach weiterfahren: Wunderbar, wie sich hier das menschliche Bewusstsein weiterentwickelt hat und wie sich das auf der politischen Landkarte manifestiert! Die Globalisierung schreitet voran und eines Tages wird es keine illegalen Einwanderer mehr geben, die im Kohlendek von Schiffen oder in Kühlbehältern von Lastern mächtige Entfernungen überwinden, um das zu erreichen, was sie für ihr Gelobtes Land halten. Aber solange es noch Grenzen gibt, damit sich die Menschen mit anderen innerhalb dieser Grenzen identifizieren können, warum sollte ein freier Geist nicht versuchen, darüber hinaus zu denken?

I.

Heiß und gleichzeitig frostig war das Wetter. Der wolkige Himmel hing tief und stahlte die Hitze ab. Dieser kleine Park, in dem ich saß, hatte nicht mehr zu bieten als einige gelbe Grasbüschel, Hundekot und Abfallbehälter. Ich war in dem abgelegenen Wiener Bezirk, in dem kein Deutsch zu hören ist, sondern andere, guttural und laut gesprochene Sprachen rätselhafter Herkunft. Auf die die Feuermauer des gegenüberliegenden Hauses, fiel mein Blick, auf der ein Graffitimaler die Inschrift hinterlassen hatte: I am bored with it all. - Alles ödet mich an. - Der Wind wirbelte Fetzen alter Zeitungen herum und blis mir Sand ins Gesicht. Dunkelfarbige Tauben, als wären sie mit Ruß bedeckt, mitten in der Paarungszeit erkundeten den verschmutzten Grund und dann und wann paarten sie sich. Als ein rostiges Auto vorbeifuhr, sah ich mich um, dann blickte ich auf meine Hände, die lustlos in meinem Schoß lagen und Spuren des Alterns zeigten. Aber gestern - oder schon vor einem Jahrzehnt? - war ihre Haut geschmeidig und weich. Ich streckte die rechte Hand kurz durch und als ich nachließ, formte sie wieder wie von selbst den Griff um eine Computermaus.

Mir schien es gar nicht so lange her zu sein, als ich noch, bis an die Knochen durchgefroren und ausgehungert, vor einem Moskauer Lebensmittelgeschäft stand und nach meiner Ration Buchweizen gierte. Ich stand in einer Warteschlange zusammen mit Hunderten anderen Moskauern, die alle vor Kälte hüpften und die Hände rieben. Die ganze Schlange erfüllte das Geräusch aufeinanderschlagender leerer Flaschen. Es war nach dem Putsch, nachdem Boris Jeltzin, der robust wirkende und etwas beleibte Mann den Geist der Revolution über die roten Teppiche in die Hallen der Macht getragen hatte. Wie einst Lenin im Jahr 1917 war er auf einem Panzer stehend vor dem Weißen Haus erschienen. Jeltzin erwarb sich Bewunderung und Unterstützung vor allem von den Leuten aus dem Moskauer Vorort Zelenograd, wo auch ich damals lebte. Hier war das Zentrum der nationalen Elektronikindustrie in militärisch aussehenden,

stacheldrahtbewehrten Fabriken, die allerdings kurz vor dem Ruin standen und ihren Arbeitern schon seit Jahren kein Gehalt mehr bezahlt hatten. Es waren revolutionären Veränderungen, die wir jetzt von Jeltzin erwarteten. Und er brachte Hoffnung. Aber auch Unordnung. Die Schaufenster starrten auf uns zurück mit leeren Regalen und mancher Pensionist konnte sich für das, was er ein Leben lang zusammengespart hatte, gerade eine Flasche Wodka kaufen. In unseren Brieftaschen trugen wir Lebensmittelmarken statt Geld und verbrachten unser Leben in Warteschlangen.

Wie angeklebt saß ich auf meiner Parkbank und die Worte "I am bored with it all." zogen meine Augen magnetisch an. Woher könnte diese Inschrift stammen? Nur ein Emigrant, der zum Überleben im Exil gezwungen war, konnte hierher eine solche Phrase in Englisch hinmalen. Die Öde seiner Existenz spricht vom Hunger nach Betätigung und nach Entwicklung im Leben, genauso wie von der Realität des routinemäßigen Leerlaufs im Suchen und Streben und von mentalen Bedürfnissen, die nicht erfüllt werden konnten.

Obwohl mein Leben in der österreichischen Emigration nun einigermaßen abgesichert war, schien ihm Esprit und Farbe zu fehlen. Im Geiste rollte ich den Gobelin meiner Lebenserinnerungen aus und versuchte darauf, genau die Stelle zu finden, an welcher die Öde in die Szene getreten war wie eine große, graue Spinne mit flinken, haarigen Beinen.

Mit einem Stück Karton war die zerbrochene Fensterscheibe abgedeckt und der Februarwind piff durch alle Ritzen des kleinen Hotelzimmers. Ich hatte mich schon mit meiner Jacke und mit alten Zeitungen zugedeckt, aber ich konnte nicht einschlafen. Entspannung und Schlummer mieden mich heute. Der Stapel von Manuskriptblättern am Tisch leuchtete im klaren Mondlicht schneeblass. Ich warf mich unruhig im Bett herum und stand schließlich auf. Auf dem alten Campingkocher aus meinem Reisekoffer brühte ich mir eine Tasse Tee und nachdem ich das heiße Getränk hastig hinuntergeschluckt hatte, ging ich nach draußen.

Vilnius im Jahre 1991. Die Nachtluft war klar und mild. Die Sterne schienen ungewöhnlich hell und nah und die Seeluft der nahen Baltischen See strich kühl über meine Wangen. Aus dem Gewühl der Straßen Moskaus kommend, wirkte Vilnius auf mich provinziell und versponnen wie eine altmodische Spieluhr im Schaufenster eines Antiquitätenhändlers, auf welcher sich der Kavalier mit seiner Dame als Porzellanfigur im Kreise dreht.

Trotzdem sahen die Straßen verwahrlost aus mit Resten hastig errichteter Barrikaden an jeder Ecke. Vor wenigen Wochen waren die russischen Panzer in die Stadt eingedrungen. Es waren die Versuche der neuen Machthaber, die Völker der ehemaligen Union zur Ruhe zu bringen. Die Methoden aber waren die alten geblieben. Für die einfachen Leute wurde die Intervention in Litauen später zum Symbol für das Ende der sowjetischen Ära. Das russische Kommando der Operation demonstrierte Hysterie und Mangel an Feingefühl, ihr kriegerisches Gehabe rief Aufruhr und Blutvergießen hervor. Unter den Opfern gab es sowohl litauische Freiheitskämpfer wie auch zufällige Passanten. Die litauische Nationalregierung rief die Parole "Gerechtigkeit oder Tod" aus und verbarrikadierte sich im litauischen Parlamentsgebäude zusammen mit Verbänden von freiwilligen Verteidigern der litauischen Unabhängigkeit. Die Sicherheitswache vor dem Gebäude ließ in den frühen Morgenstunden einige akkreditierte Journalisten hinein. Kameras wurden konfisziert und die

männlichen Journalisten einer gründlichen Leibesvisitation unterzogen. Den Frauen, es waren unserer nur zwei, blieb diese Prozedur erspart - ein Akt altmodischer, litauischer Kavaliersmentalität. Die Zivilisten, Freiwillige in kugelsicheren Westen, meist großgewachsene, hellhaarige, junge Männer, die Russisch mit einem eigenartigen Akzent sprachen, wirkten ernst und traurig. Sie waren bereit zu sterben.

Improvisiert ausgestattete Kämpfer schliefen, sich abwechselnd, am Boden der Parlamentsräume. Alle erwarteten jeden Moment den Beginn des nächsten Angriffs des russischen Militärs. Und alle waren bereit, diese Festung der nationalen Selbstbestimmung bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Jedes Fenster war von einem Freiwilligen bewacht und mit Sandsäcken verbarrikadiert.

Ich war Sonderkorrespondentin einer erst kürzlich gegründeten, unabhängigen Zeitung. Nur weil unsere Schlagzeilen etwas wie einen christlichen Einschlag hatten, war ich überhaupt erst eingelassen worden. Meine Zeitung widersetzte sich jeder politischen Festlegung und wandte sich an das Mitgefühl und den Gemeinsinn der Menschen jeder Nationalität und Anschauung und berichtete über die Armen, die Geächteten, die sozial Benachteiligten und Unterdrückten. Strafgefangene, Obdachlose, Wahrheitssucher und die Opfer nationalistischer Aggression - das waren meine Helden.

Nach der Pressekonferenz des Premierministers kehrten siebzig Journalisten in ihre Quartiere zurück. Nur drei von uns blieben in dem befestigten Haus bei den Freiwilligen zurück, drei, welche das eigene Erlebnis als Beweis am höchsten einschätzten.

Es gab Gerüchte, dass für heute Nacht erneut ein Überfall geplant sei. Die Kammern und das Stiegenhaus waren vermint. Und wir blieben, um die selbstaufopfernde Tapferkeit dieser gewöhnlichen Bürger Vilnius' zu teilen. Es gab keine Elektrizität und die Gesichter der Freiwilligen schimmerten grünlich im Kerzenlicht.

Ich sprach mit einem jungen, ernsten Litauer. Er hatte seine Frau und seine Tochter in der Stadt zurückgelassen, um sich den Verteidigungskräften anzuschließen. In der Fensterlaibung, die er zu bewachen hatte, lag, gleich neben dem Gewehr, ein kleines christliches Symbol. Wenn das Leben nur ein Alptraum ist, warum haben wir Angst vor dem Tod?

II.

Während des ganzen letzten Jahrzehnts des vergangenen Millenniums standen in Moskaus Straßen Menschengruppen vor den Botschaften der Vereinigten Staaten, Englands und Deutschlands. Nervös fingerten die Wartenden an ihren Papieren herum, spähten durch die Gitterstäbe der Zäune und diskutierten mit den Sicherheitsleuten. Sie waren bereit, jede Mühsal auf sich zu nehmen und verbrachten ihre Nächte in der Warteschlange, nur um in das Paradies hinter der Absprerrung Einlass zu bekommen. Sie waren gewöhnt an die raue und arrogante Behandlung durch die Behörden, an Botschaftsbeamte, die nicht nur überbeansprucht waren, sondern auch fürchterlich formal, unwillig zu helfen und stets darauf aus, Vorwände für eine Zurückweisung zu finden. Diese Beamte trugen adrette Kleidung. Verbindlich wirkten sie darin, aber die Kleidung ließ auch das Konzept erkennen, welches sie, vielleicht durch harte Direktiven erzwungen, umzusetzen hatten: Keine Russen, besonders keine gewöhnlichen

Russen einzulassen. Die Zurückgewiesenen nahmen die Ablehnungsgründe geduldig wie die Märtyrer zur Kenntnis und suchten weiter verzweifelt nach der einen, glücklichen Chance, ihr Vaterland für immer zu verlassen.

Beinahe acht Jahre sind vergangen, seit ich in Österreich lebe. Angetrieben vom normalen Wahn post-sowjetischer Dissidenten hatte ich anfangs versucht, in Frankreich, Dänemark oder Schweden Fuß zu fassen. Vergeblich. In dieser aufwühlenden und chaotischen Zeit lief überhaupt nichts nach Plan für mich und ich kehrte immer mit meiner kleinen Reisetasche und zwanzig Dollar in der Tasche in meine leere Vorstadtwohnung zurück - gescheitert, geschockt und traumatisiert. Ich war nicht mehr Kirgisin, bin nie Russin gewesen und hatte auch keine andere Nationalität. Alle Hoffnung auf eine positive Wendung der Dinge war schon aufgegeben, als ich einmal im Sommer 2001 in meinem Briefkasten eine kurze Nachricht von einem Fremden fand. Ein 45jähriger, geschiedener Techniker aus Graz lud mich ein, mir einmal Österreich anzusehen. Er hatte einige meiner Reportagefotos im Internet gefunden. Und schon bald ergab sich auch die Gelegenheit für einen dauernden Aufenthalt hier, wenn auch unter sehr harten psychischen Bedingungen. Meine Vision zu fliehen, so begehrenswert und so unerreichbar im Post-Perestroika-Russland wurde nach Jahren zur Realität.

Aber sie hatte eine bizarre Gestalt.

Von der Glocke der nahegelegenen Kirche kamen drei Schläge. Plötzlich wurde es dunkler, Regenwolken verdeckten die Sonne und der Taubenschwarm sah sich nach einem Unterschlupf um. Der Wind spielte sich eine Weile mit einem roten T-Shirt herum, das er von einem Wäschständer auf irgendeinem Balkon entführt hatte. Dann ließ er es zu Boden fallen, wo es dann lag wie eine heruntergerissene Fahne. Im Zwielflicht glühte das Graffiti hell auf. Ich genoss den kühlen Wind als Vorboten des herannahenden Gewitters, aber in meinen Gedanken war ich weit weg.

Mein Vater ist in Nordchina zur Welt gekommen, wo Kirgisen Schutz gesucht hatten nach der Revolte gegen die Kolonisierungsbestrebung des zaristischen Russlands, die 1916 zu einer Massenabschlachtung geführt hatte. Ich dachte immer mit Stolz daran, dass die kirgisischen Frauen niemals einen Gesichtsschleier trugen, trotzdem Kirgistan traditionell islamisch war.

Kirgisische Eltern banden ihren Töchtern auch niemals die Füße ein. In China konnte man zu dieser Zeit sehr wohl Frauen sehen, die auf ihren verstümmelten Füßen dahinzappelten und sich dabei aristokratisch und abgehoben vorkamen.

Außerdem wurde im gesamten historischen Region der Turkvölker, und Kirgisch ist eine phonetische Variante der Turksprache, traditionell mit arabischen Schriftzeichen geschrieben. Das machte den entscheidenden kulturellen Unterschied zwischen den Turkvölkern und den Chinesen aus. Nach einigen Jahren im Exil kehrten die kirgisischen Familien in ihre Heimat zurück.

Am Beginn des 20. Jahrhunderts war die soziale Ordnung noch immer ein mittelalterliches Feudalsystem. Es gab Herren und ihre Vasallen. Sowjetische Historiker, in Zentralasien oft als Wissenschaftler slawischer oder jüdischer Abstammung stellten die weitere gesellschaftliche Entwicklung Kirgistans später als Sprung vom Feudalismus zum Sozialismus dar - und das nur auf Grund fortschrittlicher Innovationen der leninistischen Entwicklungshilfe. Mein Vater stammte aus einer alten Familie von Landeigentümern, die ihren ganzen Besitz im Zuge der bolschewistischen Revolution verloren hatten. Sein Großvater war einst ein bekannter Baumeister gewesen, der in den späten Zwanzigerjahren noch am Leben war, als es begann mit der kollektiven Landwirtschaft und der

Abschaffung des Privateigentums. Alle mehr oder weniger gut situierten Familien wurden enteignet, ausgelöscht oder als Zwangsarbeiter zum Eisenbahnbau nach Sibirien und zum Ausheben des Weißmeerkanales (Belomorkanal) in den fernen Norden gesandt. Exekutivorgane der Behörden brachten den alten Edelmann als Volksfeind in die "schwarze Jurte", wo ihn die eigene Familie verdursten ließ, aus Angst vor den Augen der neuen Macht und der neuen Gerechtigkeit Sympathie oder Mitgefühl für ihn zu zeigen. Die sieben Frauen des alten Baumeisters und beinahe alle seine Nachkommen sind ums Leben gekommen. Im Jahr 1930, als die Strafkampagne gegen die Kulaken, die Landeigentümer, ihren Höhepunkt erreicht hatte, sah sich mein Vater, damals ein zwölfjähriger Junge, alleine verantwortlich für zwei jüngere Kinder. Beide, wie auch er selbst, waren ständig dem Hungertod nahe. Überleben schien nur möglich, wenn sie den Naryn-Distrikt, wo sie zur Zeit lebten, verließen und in die Gegend von Tokmok in Norden Kirgistans zögen, wo das Leben, einem Gerücht zufolge, etwas leichter war. Dort gab es Unterschlupf und ein wenig Fladenbrot im Waisenhaus.

Der Weg dorthin führte aber ins Hochgebirge, es musste einer der Tienschan-Pässe überwunden werden und dann waren noch einige hundert Kilometer über Steppen und Halbwüsten zu gehen - und das alles ohne Führer, warme Kleidung und Verpflegung: eine Herausforderung, die nicht zu bewältigen schien.

Doch sie gingen auf die Reise, getrieben von Hunger und Lebenswillen. Einen großen Teil des Weges trug Murat seinen dreijährigen, geschwächten Bruder auf den Schultern, aber trotzdem starb das Kind unterwegs. Später, als sie bereits in Tokmok lebten, starb auch noch die Schwester. Aber noch zogen sie dahin und oft begegneten sie lange Zeit keiner Menschenseele. Einmal in den Bergen stolperte Murat und blieb erschöpft am Boden liegen. Er konnte keinen Schritt mehr gehen. Die Schwester merkte es nicht und setzte seelisch gebrochen weiter mechanisch ihre müden Schritte. So war sie bald außer Sichtweite. Er lag da ganz alleine unter der erbarmungslosen Sonne auf den gesprungenen Erdschollen, so heiß wie eine Bratpfanne. Nichts wuchs hier außer den violetten Blüten des Kameldorn. Leise wimmernd suchte er sein Gesicht im Ellenbogen vor der Sonne zu schützen und da fühlte er den tiefen Atem der Erde, ihre magnetische Kraft. Er wollte sich einfach diesem Gefühl überlassen, sich in seiner Hilflosigkeit den Wogen dieser Kraft anvertrauen, dass sie ihn an einen schöneren Ort trügen. Visionen begannen, ihn zu überwältigen. Nur für einen kurzen Moment wollte er die Augen schließen, um mit seinem inneren Auge in einen schattigen Obstgarten mit Kirschen- und Pfirsichbäumen zu blicken. Matt lehnte er sich an einen Stamm unter dem grünen Blätterdach und da sah er seine Schwester kommen, mit beiden Händen trug sie eine große Schüssel voll saurer Milch. Da war auch seine verstorbene Mutter, sie stand da in ihrem bunten Kopftuch und rührte Teigwaren in die dampfende Wok-Pfanne. Schon war er nahe daran, sich dem Wirbel der Bilder endgültig hinzugeben, der ihn ins Nichts getragen hätte, aber das beinahe schon entfliehende Leben kam auf wunderbare Weise wieder zu ihm zurück. In einem solchen klaren Moment öffnete er die Augen und sah in der Nähe eine Pflanze sprießen. Es war eine wilde Zwiebel, die scheu ihre dürftigen Blätter nach der Sonne streckte. Wild und hastig begann er zu graben und hatte bald die walnussgroße Knolle in der Hand. Gierig schlang er sie hinunter samt Schale und den Erdresten, die daran hafteten. Kaum eine Minute später hatte er das Gefühl, als würde sich sein Bauch furchtbar aufblähen. Noch nie in seinem Leben hatte er solche Schmerzen gefühlt. Die Zwiebel verbrannte seine Gedärme. Diese Schmerzen härteten ihn jedoch gegen die Müdigkeit und die Hitze ab. Auf allen

Vieren kroch er weiter, bis er an eine Flussbiegung gelangte. Dort traf er auch seine Schwester wieder. Am nächsten Tag erreichten die Kinder das Umfeld eines Dorfes. In den Büschen stolperten sie über die Leiche eines Mannes. Das Gesicht des Toten jagte ihnen Schrecken ein, aber in seiner Tasche fanden sie, säuberlich in Leinen eingeschlagen, einen Sack voll Maismehl. Das gab ihren ausgehungerten Körpern wieder die Kraft, um ihr Ziel zu erreichen.

Siebzig Jahre vergingen in einem Augenblick.

Nun lag er da im Schlafzimmer, in ein Tuch eingehüllt, still, fremd und seltsam.

Am frühen Morgen hatten wir den Besuch eines Spitalsarztes, der den Tod festgestellt hatte und nun hatte der Körper nach moslemischen Brauch am städtischen Friedhof ohne weitere Verzögerung begraben zu werden.

Später blieb mir nur wenig aus diesen meinen Jugendtagen in Erinnerung. Das Gefühl des Unwirklichen begleitete alle Gedanken daran. Vor kurzer Zeit war der alte Mann noch in der Küche gesessen und hatte seine Zeitung durchgelesen, nun war der Stuhl leer, der sich schon nach seinem Körper geformt hatte. Seine Interessen waren nie über die Angelegenheiten der Sippe hinausgegangen oder über den Bereich der Stammeszugehörigkeit, in welchem Blutsverwandtschaft als wichtigste Eigenschaft des Menschen erachtet wird. Ich hatte nie dazugehört. Wie er lebte, so starb er, ein treues Mitglied seines Stammes und ein Fremder für mich. Später kam eine Gruppe von Kirgisen, deren Reden ich kaum verstand, denn mein Kirgisisch war äußerst dürftig. Sie trugen den Leichnam fort. Moslemische Frauen können an den Beisetzungsfeierlichkeiten nicht teilnehmen und auch ich wurde als Moslemin angesehen. Erst nach der Beisetzung wurde ich zusammen mit Mutter zum Leichenschmaus gebracht und eine Menge Fremder kondolierte uns. Die Versammlung fand im Garten der Villa eines entfernten Verwandten statt. In der Mitte des Gartens gab es eine große Feuerstelle. Die Woks dampften und das Opferschaf musste vor der rituellen Schlachtung ausbluten. So ging Murat, der wahre Sohn von Sayak totem von dieser Welt. Wie betäubt und tränenlos zogen diese Ereignisse an mir vorbei. Wollte ich überhaupt weinen?

Alle Kinder unserer Familie waren halbbblütig. Wir sprachen Russisch und sahen eher unserer Mutter ähnlich, die Wolga-Tatarin war. Unter den zweihundert Menschen, die zur Totenfeier zusammenkamen, war ich die Einzige, die zwar formal als Kirgisin anzusehen war, aber dennoch die Reinheit der Rasse aufs Äußerste gefährdete.

Die rassisch bedingten Unähnlichkeiten waren peinvoll in jenen Tagen. Es spießte sich meist an den verschiedenen Muttersprachen und an den Unterschieden der Herkunft. Daran kühlten sich viele Beziehungen ab und machten beide Seiten empfindlich und maßlos zimperlich, trotz aller Reden über die internationale sowjetische Solidarität. Ein russischer Autor, der viele Jahre in Japan lebte, hat beobachtet, dass die erhöhte kritische Einstellung gewöhnlicher Vertreter der gelben Rasse nicht so sehr die Weißen provozierte, sondern eher jene Einheimischen, die sich den Anschein von Europäern geben wollten.

Nationale Konflikte und die demonstrativ zur Schau gestellte rassistische Überlegenheit gehörten zum sowjetischen Alltag und saß uns Jungen, die wir keine Schutzmechanismen dagegen entwickeln konnten, mit hundert Dornen tief im Fleisch.